



*** Es gilt das gesprochene Wort ***

Salz der Erde und Licht der Welt

Bericht vor der Landessynode
der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern

Rosenheim
20. – 24. November 2011

von Landesbischof Heinrich Bedford-Strohm

GLIEDERUNG

Salz der Erde und Licht der Welt

I. Rückblick	3
Die ersten 20 Tage als Landesbischof	
II. Authentische und öffentlich Kirche.....	6
1. Authentische Kirche.....	6
2. Öffentlich Kirche	8
III. Konkretionen und Handlungsfelder	8
1. Gottesdienst.....	9
2. Internet.....	12
3. Diakonie	12
4. Finanzkrise	13
5. Judentum.....	13
IV Schlussbemerkung	14

Salz der Erde und Licht der Welt

Bericht vor der Landessynode der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern
Landesbischof Heinrich Bedford-Strohm

I. Rückblick

Die ersten 20 Tage als Landesbischof

Sehr verehrte Frau Präsidentin, Hohe Synode, liebe Schwestern und Brüder,

es ist eine interessante Aufgabe, 20 Tage nach meinem Amtsantritt einen Bischofsbericht zu geben. Man könnte meinen, so kurz nach der Amtsübernahme gebe es noch kaum etwas zu berichten. Und doch waren die Tage seitdem so intensiv, dass ich ohne Probleme damit die Zeit, die mir zur Verfügung steht, füllen könnte. Und ich wage die Vermutung, dass es Ihnen noch nicht einmal langweilig würde, wenn ich nur von diesen 20 Tagen erzählen würde.

Ich will aber nach einem kleinen Rückblick diese Zeit heute hier vor allem nutzen, um Ihnen über das hinaus, was ich in Interviews schon sagen konnte, einen Einblick zu geben in die Vision von Kirche, die mich in den nächsten zwölf Jahren als Landesbischof leiten wird.

Aber einige Worte zu den vergangenen 20 Tagen seien erlaubt. Und die Abfolge der Tage und Orte, die diese 20 Tage geprägt haben, verraten schon einiges über das, was meine Arbeit auch in der Zukunft prägen wird.

Da ist zunächst der Tag der Amtseinführung selbst, der mir wohl mein ganzes Leben lang, ganz bestimmt aber die nächsten zwölf Jahre, im Herzen bleiben wird. Es haben so viele in so wunderbarer Weise zusammen geholfen, dass dieser Tag, ganz jenseits der Person des Eingeführten, zu einem ganz besonderen Tag für uns Evangelische in Bayern, aber vielleicht dürfen wir sogar sagen, für Bayern geworden ist. Der Tag hat deutlich gemacht, welche kraftvolle Gottesdienste wir Evangelischen in Bayern feiern können. Dass ich persönlich diesen Gottesdienst geschenkt bekommen habe, erfüllt mich seitdem mit großer Dankbarkeit. Dass Sie als Synodale und viele andere Menschen aus allen Teilen der Welt – ob in der Lorenzkirche oder am Radio und an den Bildschirmen zu Hause – mich an diesem Tage begleitet haben, dass Sie sich mitgefremt haben und dass Sie für mich gebetet haben und weiter für mich beten, das ist die beste Grundlage für das Gelingen dessen, was ich mir vorgenommen habe.

Direkt am Tag nach der Amtseinführung durfte ich im Reformationsgottesdienst in der Stadtkirche von Bad Windsheim predigen. Eingeladen worden war ein Professor aus Bamberg, gekommen ist dann am Ende einer, der jedenfalls schon in sein Amt als Landesbischof eingeführt war, auch wenn der offizielle Dienstbeginn erst einen Tag später lag. Ich nehme die Tatsache, dass meine erste Predigt nach der Amtseinführung die Reformationspredigt war und dass ich sie in einer Gemeinde in den evangelischen Kernlanden in Mittelfranken halten durfte, durchaus auch als Zeichen für meine ganze Amtszeit: ich werde viel Zeit im Landeskirchenamt in München verbringen und viel in großen Städten unterwegs sein und an wichtigen Verhandlungen teil haben. Aber wenn ich dorthin fahre, das ist mehr als nur eine geographische Richtungsangabe, komme ich aus der Gemeinde und habe die Menschen im Herzen, denen ich in den Gemeinden begegne. So wie die Menschen, die am 31. Oktober die Stadtkirche in Bad Windsheim bis unters Dach gefüllt und damit am Reformationstag 2011 gezeigt haben, welche Kraft der Protestantismus in Bayern hat und wie alle

Öffentlichkeitskampagnen, die wir zur Reformationsdekade bis zum Jubiläumsjahr 2017 machen, gegründet sind in dieser großen Kraft und in der Lust, heute evangelisch zu sein. Diese Lust haben wir alle, und deswegen lade ich alle Evangelischen in Bayern und alle, die skeptisch, aber vielleicht auch ein bisschen neugierig sind, ein, diese Lust wie die Bad Windsheimer auch zu zeigen, in die Gottesdienste zu kommen, sich neu auf das reformatorische Erbe einzulassen und mit zu entdecken, was es heißt, heute evangelisch zu sein. Dabei wird dann vielleicht auch klar werden, dass evangelisch sein nicht vor allem heißt, nicht katholisch zu sein. Nur wer sich seiner Sache unsicher ist, muss seine Identität durch Abgrenzung gewinnen. Wir sind gerne evangelisch und freuen uns genau deswegen über alle Erfahrungen von Gemeinschaft mit Menschen, die gerne katholisch oder gerne orthodox sind. Und weil diese Gemeinschaft besonders intensiv in den ökumenischen Aktivitäten der Gemeinden vor Ort erfahrbar ist, ist es doppelt gut gewesen, dass ich den Reformationstag in Bad Windsheim verbringen durfte.

Von Bad Windsheim ging es für die nächsten 8 Tage zur Synode der VELKD und dann zur Synode der EKD nach Magdeburg. Schon in den ersten Tagen meiner Amtszeit wurde damit deutlich, dass die Verwurzelung in den Gemeinden vor Ort und jeder Aufbruch in der Gemeinde nie ausgespielt werden darf gegen die Gemeinschaft der Kirche auf den verschiedenen Ebenen von der Ortsebene über die Landeskirche und die kirchlichen Zusammenschlüsse in Deutschland bis hin zur Weltkirche. Jede dieser Ebenen hat ihren guten Sinn. Tritt die Verwurzelung in der Ortsgemeinde in den Hintergrund, wird die Kirche zum Tummelplatz eines ökumenischen Jet-Sets, der sich zwar gerne auf großen Konferenzen aufhält, aber die Bodenhaftung verloren hat. Würde andererseits die überregionale und weltweite Ebene ignoriert oder madig gemacht, dann käme am Ende ein Provinzkirchentum heraus, das mit der einen, heiligen, universalen und apostolischen Kirche Jesu Christi nur noch wenig gemein hätte. Gerade weil wir tief verwurzelt sind in den Beziehungen vor Ort, wissen und verstehen wir die Nöte und Empfindungen unserer Brüder und Schwestern in anderen Teilen der Welt. Und weil wir uns alle miteinander als den einen Leib der Kirche Jesu Christi verstehen, können wir gar nicht anders als die Gemeinschaft mit Menschen anderswo zu suchen. Dass wir sie auch finden, habe ich beim Empfang für meine ökumenischen Gäste am Vorabend der Amtseinführung bei Mission EineWelt in Neuendettelsau so eindrucksvoll erlebt, dass ich es nie vergessen werde. Michael Martin hat in meiner Rede so viele Male das Wort „wunderbar“ gezählt, dass ich seitdem jedes Mal versuche, eine andere Formulierung zu finden. Also: der ökumenische Begegnungsabend war dazu angetan, „äußerste Lustgefühle hervorzurufen“!

Die Verschränkung der beiden Synoden der VELKD und der EKD im Rahmen des sogenannten „Verbindungsmodells“ drückte für mich etwas aus, was für mein Verständnis des lutherischen Charakters unserer bayerischen Landeskirche von zentraler Bedeutung ist: wir lieben die Leidenschaft und Authentizität im Leben und in der Lehre Martin Luthers. Wir leben gerne mit seinen theologischen Einsichten und lernen davon. Aber wir hüten uns vor konfessionalistischer Verengung. Wir sind uns bewusst darüber, dass Martin Luther die Bezeichnung „Lutheraner“ immer abgelehnt hat und uns darauf gewiesen hat, dass wir nicht Luther anhängen, sondern Christus. Wenn wir in unsere evangelische Familie aus Überzeugung das Erbe Martin Luthers einbringen, dann tun wir das nicht, weil wir lutherische Interessen vertreten wollen oder weil wir lutherische Strukturen sichern wollen, sondern weil wir glauben, dass wir etwas Wichtiges zu sagen haben bei der Suche einer angemessenen Bezeugung des Evangeliums in unserer Zeit. Darum, dass wir Bayern unsere Stimme in EKD und VELKD deutlich einbringen, muss sich niemand Sorgen machen. Dafür sorgen schon unsere bayerischen Synodalen und Mitglieder der Kirchenkonferenzen. Johannes Friedrich wird weiter Mitglied im Rat der EKD sein und ich selbst werde nun in neuer Funktion meine Stimme einbringen, wie ich das in anderer Weise auch vorher schon getan habe.

Von der EKD-Synode hat mich dann mein Weg endlich nach München geführt, wo mich die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im Landeskirchenamt außerordentlich herzlich begrüßt

haben. Ich habe schon in den Monaten vor der Amtsübernahme neben meiner Arbeit in Bamberg, wann immer ich konnte, Zeit im Landeskirchenamt verbracht. Was ich da erlebt habe, hat mich sehr beeindruckt. Und ich möchte das bewusst heute hier in der Synode sagen, an der ich selbst erstmals nicht mehr als Synodaler teilnehme. Ich habe im Landeskirchenamt höchst engagierte Menschen erlebt, die manchmal bis zur Erschöpfung oder sogar darüber hinaus ihrer Kirche dienen. Wenn es eine Gefahr gibt, dann ist es nicht der „hangout“, sondern der „burnout“. Kritik an Institutionen, zumal, wenn sie sich „Amt“ nennen, ist beliebt, und manchmal ja auch tatsächlich nötig. Aber wenn solche Kritik geübt wird, dann muss immer im Blick bleiben, dass dort Menschen sitzen, die sich Mühe geben, das Beste für ihre Kirche zu tun. Dass sie nicht immer die Wünsche erfüllen können, die an sie herangetragen werden, liegt in der Natur der Sache. Ich freue mich jedenfalls auf die Zusammenarbeit mit den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern im Landeskirchenamt, die mich außerordentlich herzlich empfangen haben.

Direkt nach dem Einzug in mein neues Büro hatte ich in der vergangenen Woche auch schon die erste Vollsitzung des Landeskirchenrats zu leiten. Ich kann nicht anders, als auch hier von einem außerordentlich guten Geist zu berichten. Es war tatsächlich so, dass ich nach dem Ende der Sitzung mich schon auf die nächste freute – so ungewöhnlich das für alle, die Erfahrung mit solchen Sitzungen haben, klingen mag. Ich habe auch bei schwierigen Themen ein Gremium erlebt, das kompetent und Menschen zugewandt diskutiert und sich die Entscheidungen so schwer gemacht hat, wie es notwendig war. Dass dazwischen gesungen und manchmal auch herzlich gelacht wurde, hat den Beratungen gut getan. Ich freue mich sehr auf die Zusammenarbeit mit dem Landeskirchenrat. Ich freue mich auch besonders auf die Zusammenarbeit mit Susanne Breit-Keßler, die auch zukünftig die „Ständige Vertreterin“ des Landesbischofs sein wird. Sie hat in den zurückliegenden Jahren exzellente Arbeit geleistet. Und ich freue mich, dass sie dieses Amt auch gerne weiter übernimmt.

Ich nehme diese sehr persönlichen Eindrücke von meinem Anfang in München bewusst in meinen ersten Synodenbericht auf, weil ich die Hoffnung habe, dass alle gelegentlich auftauchenden falschen Alternativen, etwa zwischen Zentrum und Peripherie, zwischen verfestigtem starren Amt in München und lebendigem gemeindlichen Geist in den Regionen zu überwinden sind. Das Landeskirchenamt in München ist Dienstleister für die Gemeinden in den Regionen unserer Kirche. An vielen verschiedenen Punkten profitieren die Gemeinden davon. Und über die Synode wird umgekehrt der Arbeit im Landeskirchenamt die Richtung gegeben. Für mich ist das besonders schön deutlich geworden in der Art und Weise, wie die Vorgaben der Klimasynode von Bad Windsheim seither in vielen sehr konkreten Maßnahmen umgesetzt worden sind.

Damit bin ich nun bei der letzten der Stationen auf meiner 3-wöchige Jungferntour in meinem neuen Amt, die sich fast schon wie eine kleine Weltumsegelung anfühlt. Aus der Synode bin ich gekommen und vor die Synode trete ich heute in neuer Funktion, aber mit Heimatgefühlen. Weit über die herzlichen persönlichen Beziehungen, die mich an die Synode binden, hinaus ist die Synode ein ganz wichtiges Kraftzentrum unserer Kirche, sozusagen ein Powerhouse des bayerischen Protestantismus. Dass die Synode den Kurs unserer Kirche prägt, dass sie über die Gesetze entscheidet, die in unserer Kirche gelten, das ist der sichtbare Ausdruck des Priestertums aller Getauften, das unser evangelisches Kirchenverständnis prägt. Es ist ein wichtiger Grund, warum ich gerne evangelisch bin. Die Synode ist der Ort, an dem auch schwierige Debatten in unserer Kirche geführt werden. Und dass diese Synode gerade in den letzten Tagungen gezeigt hat, wie man solche schwierigen Debatten in wechselseitigem Respekt und in einer auch schwerwiegende Differenzen aushaltenden Geschwisterlichkeit führen kann, das hat mich froh gemacht, und es war, es ist für mich Zeichen für die Authentizität der Kirche. Ja, manchmal merkt man es wirklich, aus welchem Geist wir leben.

Und damit bin ich schon bei meinem zweiten Teil, in dem ich Ihnen einen Einblick in die Vision von Kirche geben möchte, die mich leitet und von der her ich komme, wenn ich in den nächsten 12 Jahren als Landesbischof meinen Dienst tue.

II. Authentische und öffentliche Kirche

1. Authentische Kirche

Wenn wir heute als Kirche die Botschaft des christlichen Glaubens kraftvoll bezeigen wollen, müssen wir wahrnehmen, wie die Gesellschaft sich verändert hat.

Die für das Zeugnis der Kirche vielleicht wichtigste Veränderung nennen die Soziologen „Pluralisierung“. Das heißt schlicht und einfach, dass wir es mit einer gesellschaftlichen Situation zu tun haben, in der das Christentum nicht mehr automatisch die einzige geistige Grundlage ist, mit der die Menschen in unserem Land die Welt deuten, sondern dass es viele verschiedene Möglichkeiten der Weltdeutung gibt. Die Kirche ist deswegen auch nicht mehr sozusagen von Haus aus *die* Institution, an die die Menschen sich ganz selbstverständlich wenden, wenn sie nach dem Sinn in ihrem Leben fragen. Wir sollten diese Situation bejahen anstatt alten Zeiten hinterher zu trauern, in denen die Kirche (scheinbar) unhinterfragt den Ton angegeben hat. Wer von seiner Botschaft wirklich überzeugt ist, der muss auch keine Angst um deren Wirkkraft haben, wenn auch andere Optionen auf dem Tisch sind. Sich ein Christentum zurückzuwünschen, dessen gesellschaftliche Vormachtstellung auf Alternativlosigkeit oder gar auf Zwang beruht, wäre jedenfalls ein Zeichen von Glaubenschwäche. Wir wollen nicht, dass die Menschen Christen werden oder Christen bleiben, weil sie keine Alternative haben oder weil das zum guten Ton gehört. Sondern wir wollen, dass sie Christen werden oder Christen bleiben, weil sie spüren, welche Kraft diese Botschaft, die die Kirche durch die Jahrhunderte bis heute hindurchgetragen hat, gerade heute in sich birgt und weil sie in der Seele verstehen, dass ihr Leben dadurch in einem ganz tiefen Sinne heil wird.

Das heute in der modernen pluralistischen Gesellschaft den Menschen auf ihrer Suche nach dem Glück deutlich zu machen, das ist die Aufgabe der Kirche in der Gesellschaft heute. Für diese Aufgabe hat Jesus uns in der Bergpredigt (Mt 5,13-16) ein Bild mit auf den Weg gegeben, das heute so aussagekräftig ist wie vor 2000 Jahren. Als Jüngerinnen und Jünger Jesu sind wir Salz der Erde und Licht der Welt.

Voraussetzung für die Verwendung dieses Bildes ist die Annahme, dass sich die Jünger von der Welt unterscheiden. Diese Unterschiedenheit ist aber keineswegs Ziel und Selbstzweck, so dass die Gemeinde sich auf sich selbst zurückziehen könnte und sich in der Rolle der Kontrastgesellschaft gegenüber der ansonsten verdorbenen Welt gefallen könnte. Sondern, ganz im Gegenteil, die Unterschiedenheit ist nur der Ausgangspunkt. Das Salz gewinnt seine Bedeutung ja nicht dadurch, dass es auf einem Haufen bei sich selber liegt, sondern nur dadurch dass es in etwas anderem wirkt und es würzt! Die Christinnen und Christen sollen sich ganz in die Welt hinein geben und mithelfen, dass die Welt neu wird, so wie das Salz einem faden Teig erst seine Würze gibt. Die Gemeinde ist im Lichte des Bildes vom Salz und vom Licht keine nach innen gekehrte Gemeinschaft, sondern sie ist *öffentliche* Gemeinde, und man darf ruhig sagen: sie ist *missionarische* Gemeinde, die wirklich daran glaubt, dass sie der Welt etwas Rettendes, etwas Heilendes zu sagen und zu geben hat. Eine solche öffentliche Kirche ist also nicht einfach nur *Kontrastgesellschaft*. Denn dann würde sie zwar mit mehr oder weniger Erfolg ein Gegenbild zur Gesellschaft zu leben versuchen, aber sie würde die Gesellschaft bei sich selbst lassen. Das Salz würde nicht würzen.

Ebenso wenig aber darf die Kirche *Gesellschaftskirche* sein, also eine Kirche die sich an die Gesellschaft einfach anpasst und in allem mit dem Zeitgeist geht. Das Salz würde kraftlos und in der Sorge, bloß nichts zu sagen, was anstößig sein könnte und die gesellschaftliche Stellung

gefährden könnte, macht die Kirche sich am Ende gesellschaftlich erst recht überflüssig. Es gilt, die Geister genau zu prüfen, um herauszufinden, wo solcher Widerspruch angebracht ist und wo nicht. Die Grundlage dafür ist das biblische Zeugnis. Es erzählt von der Geschichte Gottes mit den Menschen, die im Leben Jesu, in seinem Sterben und in seinem Auferstehen seinen unüberbietbaren Ausdruck gefunden und die Welt verändert hat. Dahin immer wieder durchzustößen, ist die Aufgabe. Dabei gilt es zuweilen Traditionen zu überwinden, die dem lebensfreundlichen Geist Jesu Christi widersprechen. Für mich ist der lange Zeit selbstverständliche Ausschluss von Frauen aus kirchlichen Ämtern ein solches Beispiel. Dass Frauen heute immer selbstverständlicher die Kirche auf allen Ebenen gestalten, ist ein Durchbruch hin zum lebensfreundlichen Geist Jesu Christi. Dass die Menschenrechte heute nicht mehr wie in früheren Jahrhunderten von den Kirchen abgelehnt, sondern mit allem Nachdruck zum Maßstab politischen Handelns gemacht werden, ist keine Erscheinung des Zeitgeistes, sondern die Überwindung eines Irrtums und ein Durchbruch hin zum Geist Jesu weil sie die in der Gottebenbildlichkeit begründete Würde des Menschen schützen.

Ob eine Neuinterpretation der Tradition Anpassung an den Zeitgeist ist oder Überwindung vergangener Irrtümer, kann – jedenfalls nach evangelischem Kirchenverständnis – nur durch einen intensiven kommunikativen Prozess geklärt werden. Wir haben und wir *wollen* keine oberste lehramtliche Instanz, die die Wahrheit feststellt, sondern wir wollen gemeinsam um die Wahrheit ringen, und das in wechselseitigem Respekt und wechselseitiger Hörbereitschaft, auch wenn das manchmal an die Grenzen dessen geht, was wir aushalten können. Da hilft es, wenn wir uns immer wieder klar machen, dass wir die Wahrheit nicht haben, sondern dass wir ihr immer nur nachjagen können. Christus ist die Wahrheit und er ruft nicht vorrangig die anderen zur Umkehr, sondern zuallererst uns selbst. Dass wir uns aufrechten Herzens immer wieder neu an ihm ausrichten, das ist das Einzige, was wirklich unaufgebar von uns gefordert ist. Es ist aber auch gleichzeitig das, was uns untrennbar zusammenführt, auch da, wo wir nicht zu den gleichen Ergebnissen kommen.

Dieses ehrliche Ringen ist ein wesentliches Charakteristikum dessen, was ich „authentische Kirche“ nenne. Ich will erklären, was ich damit meine. Authentizität ist ein Begriff, der sich heutzutage großer Beliebtheit erfreut, er ist fast so etwas wie ein Modewort. Er ist aber deswegen gerade für die Kirche interessant, weil er zwei Dimensionen von Kirche verbindet, die immer wieder gegeneinander ausgespielt werden, die aber eigentlich untrennbar zusammengehören. Das eine ist Erfahrung und Gefühl und das andere ist der Inhalt.

Authentizität heißt, dass das, was wir im Innern fühlen und erfahren, auch äußerlich zum Ausdruck kommt. Unsere von deutscher protestantischer Nüchternheit geprägte Kirche ist in dieser Hinsicht noch ausbaufähig. Insbesondere junge Leute suchen nach Ausdrucksformen, die sie das Evangelium nicht nur im Kopf verstehen, sondern auch im Herzen fühlen lassen. Gospelchöre haben deswegen solche Konjunktur, weil sie genau das bieten. Die Musik reißt so mit, dass es schwer fällt, neben den Lippen nicht auch den ganzen Körper zu bewegen.

Gospelgesang ist auch deswegen ein gutes Beispiel für Ausdrucksformen einer authentischen Kirche, weil die Erfahrung kein Selbstzweck ist, sondern sich untrennbar mit einem bestimmten Inhalt verbindet. Sie deutet auf eine ganz bestimmte Quelle für diese Erfahrung: „Amazing Grace“ – es ist die „wunderbare Gnade“, die es bedeutet, ganz aus der Liebe leben zu dürfen, aus dem Wissen leben zu dürfen, dass ich gerechtfertigt bin allein aus Gnade und nicht, weil mein Punktekonto bei Gott hoch genug ist.

Ja, Authentizität heißt Übereinstimmung mit einem Inhalt. Ein Dokument ist authentisch, wenn es keine Fälschung ist, sondern echt. Die authentische Kirche, die ich mir wünsche, ist eine Kirche, die aus der Begeisterung für die befreiende Botschaft des Evangeliums lebt, die ausstrahlt, wovon sie spricht und die deswegen Erfahrung und Gefühl untrennbar mit dem Inhalt des Evangeliums verbindet. Für die Theologiekundigen unter Ihnen sei hinzugefügt: Es ist eine Kirche, die die Klarheit der Orientierung des Inhalts an Jesus Christus, wie wir sie in der Theologie Karl Barths finden, mit der Betonung des Gefühls und der Erfahrung verbindet, wie sie in der Theologie Friedrich Schleiermachers zu finden ist.

Eine solche Kirche kann gar nicht anders als zugleich öffentliche Kirche zu sein.

2. Öffentliche Kirche

Öffentliche Kirche bezeugt das Evangelium in der modernen pluralistischen Öffentlichkeit. Sie lässt sich auf diese moderne pluralistische Öffentlichkeit ein und lernt ihre Sprache, ohne ihre eigene Sprache zu verlieren oder auch nur undeutlich werden zu lassen. Sie braucht Zweisprachigkeit. Wir Christinnen und Christen müssen uns auf die säkulare Welt einlassen. Wir müssen ihre Debatten auch da verstehen, wo sie der christlichen Weltdeutung zunächst fremd zu sein erscheinen. Wir müssen uns ehrlich für die Menschen interessieren, die in ihr leben, auch wenn sie sich von der Kirche distanzieren. Und wir müssen uns an ihrem Glück freuen und ihre Not zu Herzen gehen lassen. Wo wir uns ihre Not zu Herzen gehen lassen, da helfen wir auf allen Ebenen, die dazu notwendig sind: auf der persönlichen Ebene genauso wie auf der politischen. Wer fromm ist, muss auch politisch sein, denn er muss sich für die Mechanismen interessieren, die Menschen in Not bringen oder eben aus der Not heraushelfen, ja die manchmal – insbesondere auf der weltweiten Ebene – sogar über Leben und Tod entscheiden. Das kann uns Christinnen und Christen nie und nimmer egal sein.

Deswegen wünsche ich mir eine öffentliche Kirche, die für eine neue politische Kultur eintritt – eine politische Kultur, die kleinkarierte parteipolitische Streitereien überwindet und jenseits der politischen Lager um Lösungen für die großen Zukunftsfragen der Menschheit ringt. Eine Kultur, die eine Form des Wirtschaftens entwickelt, durch die alle Menschen auf dieser Welt in Würde leben können, die so mit der Natur umgeht, dass auch zukünftige Generationen eine lebenswerte Umwelt vorfinden, und die mit Konflikten intelligenter umgeht als der vorschnelle Rückgriff auf Bomben und Gewehre es zum Ausdruck bringen. Um die Sache muss gestritten werden, aber es muss eben die Sache sein und nicht der größtmögliche Vorteil bei der nächsten Wahl. Damit sich eine solche neue politische Kultur entwickeln kann, müssen die Menschen sich einmischen. Wir Christinnen und Christen sollten dabei in der ersten Reihe stehen.

Lassen Sie mich in meinem letzten Teil meine Vision einer authentischen öffentlichen Kirche anhand einiger weniger Handlungsfelder konkretisieren, die jedes für sich eine spezifische Bedeutung haben und mit guten Gründen auch die Synode immer wieder beschäftigen.

III. Konkretionen und Handlungsfelder

1. Gottesdienst

„Eines bitte ich vom Herrn, das hätte ich gerne: dass ich im Hause des Herrn bleiben könne mein Leben lang, zu schauen die schönen Gottesdienste im Hause des Herrn.“

Dieser Vers aus Psalm 27 (Ps 27, 4) hat mich immer sehr angesprochen und spricht mir regelrecht aus dem Herzen. Schöne Gottesdienste zu schauen, zu erleben, mitzufeiern, das gehört für mich zu den wunderbaren Unterbrechungen des Alltags und ist eine Kraftquelle für mein Leben. Darum ist mir das Thema „Gottesdienst“ auch ganz besonders wichtig, nicht nur für mich jetzt und heute, sondern für unsere gesamte Landeskirche für die kommenden Jahre. Ich möchte hier einen Schwerpunkt setzen und die Menschen zu den Gottesdiensten einladen und sie dafür neu zu begeistern versuchen.

Es sind Schätze, die uns in den Gottesdiensten begegnen:

Ein Gebet, das uns aus dem Herzen spricht.

Eine Lesung, die uns zum Nachdenken anregt.

Eine Predigt, die uns Perspektiven eröffnet.

Ein Lied, das uns erfüllt mitsingen lässt.

Die Liturgie, die Halt und Sicherheit erzeugt.

Der Segen, der uns Kraft auf unserem Weg in den Alltag mitgibt.

Dies erlebe ich immer wieder in Gottesdiensten, die ich besuche und selbst mitfeiere. Selbstverständlich ist nicht jeder Gottesdienst und jede Predigt so, dass jedes Element ansprechend oder gar perfekt ist. Es kann auch nicht jedes Mal der Träger des neuesten Predigtpreises auf der Kanzel stehen. Ich selbst gehe seit langer Zeit als Gemeindeglied grundsätzlich mit der Einstellung in den Gottesdienst, dass ich mir heute etwas sagen lassen will. Und meine Erfahrung ist tatsächlich, dass ich aus Gottesdiensten immer bereichert herausgehe und etwas mitnehme. Ich habe die Hoffnung, dass es vielen anderen ganz ähnlich ergeht. Noch immer besuchen ja an jedem Wochenende mehr Menschen den Gottesdienst als die Fußballstadien. Dazu kommen alle, die an den Rundfunk- und Fernsehgeräten Gottesdienste verfolgen., Angesichts der immer immer wieder kehrenden Klage über den mangelnden Gottesbesuch, die es im 19. Jahrhundert schon genauso gegeben hat wie heute, ist diese Erinnerung zuweilen angebracht. Dennoch ist es mein ganz persönliches Anliegen, die Menschen noch mehr für die Gottesdienste zu begeistern: sowohl diejenigen, die bereits zu unseren Gemeinden gehören als auch diejenigen, die noch fern stehen.

Dabei ist mir wichtig, dass die Leute von Kindesbeinen an mit Gottesdiensten in Berührung kommen. So sehe ich eine große Chance, wenn wir unser schon bestehendes gottesdienstliches Engagement in den Kindertagesstätten verstärken und erweitern, so dass sich die Menschen von klein auf in den Gottesdiensten zuhause fühlen. Mir ist jedes Mal selbst das Herz aufgegangen, wenn ich als Gemeindepfarrer mit meiner Gitarre in den Kindergarten gekommen bin und schon am Zaun ein Kind anfang mir unser Lied zuzusingen: „Gottes Liebe ist so wunderbar...!“

Unsere Kirche muss auf die Veränderungen in der Gesellschaft reagieren und dies auch in den Gottesdiensten widerspiegeln. Unter den Bedingungen der Individualisierung wollen die Menschen sich nicht mehr so fest binden und sie wollen ihre Lebensrhythmen so weit wie möglich selbst bestimmen. So ist es gut, wenn es neben dem Gottesdienst am Sonntagmorgen noch andere Gottesdienstzeiten und -formen gibt, die auf die Veränderungen im Leben unserer Gemeindeglieder und auf ihre Bedürfnisse eingehen. Gleichzeitig wäre es falsch, die geprägte Form des Gottesdienstes einfach den manchmal sehr schnelllebigen modischen Erscheinungen anzupassen. Das Fremde kann gerade das Attraktive sein. Und die alten Lieder und Liturgien sind manchmal die kraftvollsten, wenn wir ihnen die Zeit geben, in unsere Seele einzusickern.

Ich habe keine Zauberlösung, um die Menschen mehr für unsere Gottesdienste zu begeistern, aber es ist mir ein ganz wichtiges Anliegen, dies zu tun. Darum stelle ich ganz offen an Sie und an uns alle die Frage: Wie kann es uns gelingen, Menschen, die dem Gottesdienst gegenüber Skepsis zeigen, für das gottesdienstliche Leben zu begeistern – sowohl diejenigen, die zu unseren Gemeinden gehören, als auch diejenigen, die ihnen mit größerer Distanz gegenüberstehen? In dieser Frage möchte ich in den nächsten Jahren weiterkommen und hoffe dabei auf die Unterstützung aller, die sich im Bereich unserer Gottesdienste engagieren.

2. Internet

Wenn wir uns verstärkt an junge Menschen wenden wollen und an diejenigen, die weder regelmäßig unsere Gottesdienste besuchen, noch unsere anderen Angebote wahrnehmen, wenn wir mit diesen Menschen über unseren Glauben und die Themen ins Gespräch kommen wollen, an denen uns als Kirche in besonderer Weise liegt, dann müssen wir sie dort aufsuchen, wo sie sich bewegen. Das bringt mich zu der Frage nach den Wegen und Kanälen,

auf denen wir unsere Botschaft für diese Menschen weitertragen, mit ihnen in den Dialog kommen, und über die wir für diese Menschen erreichbar sind.

Hier passiert bereits viel: Ein Beispiel ist die hervorragende Arbeit in der Jugendkirche LUX in Nürnberg, in der Jugendliche Gottesdienste feiern. Dort können junge Menschen Kirche so erleben, wie es ihren altersbedingten Erwartungen und Sehnsüchten entspricht. Auch in unseren Gemeinden gibt es zahlreiche Beispiele dafür, wie Menschen aller Altersgruppen, die vorher keinen Bezug zur Kirche oder ihrer Gemeinde hatten, für sich entdecken können: Kirche, Glauben, das bringt mir was. Die persönliche Begrüßung Neuzugezogener ist ein Beispiel, Gespräche mit neuen Gottesdienstbesuchern beim Kirchencafé, die jetzt verstärkt angebotenen Glaubenskurse, oder die modernen Kasualien wie Erstklässlersegnungen – die Gemeinden sind da erfinderisch.

In ihrer Bedeutung nicht zu unterschätzen ist in diesem Zusammenhang die Medienarbeit. Unsere Gesellschaft ist eine Mediengesellschaft – das bedeutet für uns: Wir müssen mit den Themen, an denen uns liegt, in den Medien präsent sein. Nicht nur in den Printmedien, nicht nur im Hörfunk oder Fernsehen, sondern auch in dem Medium, das sich in den vergangenen Jahren zum Leitmedium entwickelt hat – dem Internet.

Sie kennen vielleicht die Zahlen: Im Durchschnitt besitzt heute jeder Jugendliche einen eigenen Computer und ein Handy. 96 Prozent der Jugendlichen, so die Shell-Jugendstudie von 2010, haben Zugang zum Internet und nützen dieses auch regelmäßig: Ein Jugendlicher verbringt durchschnittlich 2 ¼ Stunden am Tag im digitalen Netz, davon immer mehr in den so genannten „social media“, häufig etwas problematisch übersetzt mit „sozialen Netzwerken“ wie Facebook, Twitter oder Google plus. Die Social Media prägen das so genannte Web 2.0, das sich im Gegensatz zum Web 1.0 dadurch auszeichnet, dass es nicht nur um Information geht, sondern um Kommunikation, um Mitteilen, um Dialog und Miteinander. Dabei geht es keineswegs nur um junge Leute. Die größten Zuwachsraten hat Facebook derzeit interessanterweise bei den Menschen, die zwischen 50 und 65 Jahren alt sind, also den so genannten „Best Ager“. In nur wenigen Jahren wird häufiger von Smartphones auf das Internet zugegriffen werden, als von Computern oder Notebooks.

Wir sehen uns durch diese Entwicklungen vor neuen Herausforderungen, die die Chance bieten, mit Menschen anders in Dialog zu treten. Es steht nicht in Frage ob, sondern wie wir auf die hier nur skizzierten Entwicklungen reagieren. Ob christlicher Glaube im Bewusstsein junger Menschen und den eher Kirchenfernen verankert ist oder wenigstens punktuell eine Rolle spielt, wird davon abhängen, ob es uns gelingt, uns auf ihre Kommunikationswege einzulassen.

Um nicht missverstanden zu werden: Es geht nicht darum, die direkte Kommunikation zwischen Menschen, das Miteinander in den Gemeinden ersetzen zu wollen. Sondern darum, ergänzend dazu zusätzliche Kommunikationswege auf- und auszubauen, über die wir miteinander und mit denen kommunizieren können, die zu unseren anderen Formen keinen Zugang finden oder noch keinen Zugang gefunden haben.

In den letzten zehn Jahren hat unsere Kirche im Bereich Internet viel erreicht. Alle Kirchenkreise und Dekanate sind mit einem Webauftritt im Netz vertreten, viele Kirchengemeinden – wenn auch leider noch nicht alle – haben eine eigene Webseite. Einrichtungen und Dienste bewerben ihre Projekte und Angebote. Über 1.000 Veranstalter geben pro Monat rund 10.000 Gottesdienste, Gemeindeveranstaltungen, kirchenmusikalische Events und Fortbildungsangebote in den Online-Veranstaltungskalender „Evangelische Termine“ ein. Die landeskirchliche Webseite „bayern-evangelisch.de“ bietet trotz begrenzter zur Verfügung stehender Ressourcen einen ansprechenden Auftritt unserer Landeskirche; mit konfiweb.de haben wir ein Portal für Jugendliche im Konfirmationsalter. Das Mitarbeitenden-Intranet elkb.de wurde aufgebaut. Auch im Web 2.0 ist Evangelisch-Lutherisches aus Bayern bereits zu finden, Dekanatsjugendliche haben z.B. eigene Gruppen gegründet, unsere Landeskirche hat eine eigene Facebookseite, viele Menschen aus Gemeinden, Dekanaten und Diensten engagieren sich im Netz für unsere Kirche mit Angeboten, die eine größere

Aufmerksamkeit verdient haben. Der nächste Schritt muss nun eine klare Strategie sein, wie wir uns als Organisation, das heißt als Landeskirche im Web 2.0 positionieren, wie wir Gemeinden, Dekanate, Einrichtungen und Dienste dabei unterstützen, im Web 2.0 präsent zu sein, wie wir unsere Haupt- und Ehrenamtlichen fit machen, mit diesen neuen Entwicklungen umzugehen, nicht mit Hurra-Optimismus, sondern auch im Bewusstsein der Gefahren und negativen Seiten, die das Internet zweifelsohne auch mit sich bringt.

Insofern verstehe ich manche Zurückhaltung der Haupt- und Ehrenamtlichen, wenn es darum geht, das Web 2.0 zu nutzen. Dafür gibt es gute Gründe, ich nenne nur eine Auswahl:

- Fragen des Datenschutzes und der Privatsphäre sind nicht geklärt.
- Es besteht oft Unsicherheit in rechtlichen Fragestellungen, z.B. beim Urheberrecht.
- Viele medienethische Aspekte sind nicht ausdiskutiert, etwa an welchen Punkten Internetinhalte verboten werden sollten.
- Die Frage nach der Arbeitsfülle und den zusätzlichen Aufgaben, die mit dieser Beziehungsarbeit einhergehen.
- Auch Themen, die aus anderen Zusammenhängen bekannt sind, erfahren durch die rasche und manchmal schutzlose Kommunikation im Netz neue Dimensionen: Ich denke an Mobbing von Jugendlichen in den Social Media, aber auch die Themen Gewalt und Pornographie haben im Internet eine neue Dimension.

Die kritischen Punkte müssen geklärt werden. Darauf zu drängen, auch gegenüber den politisch Verantwortlichen, ist Teil unserer ethischen Verantwortung als Kirche, wie wir sie auch in anderen Fragen wahrnehmen. Wir müssen uns dazu verhalten und tun das auch an vielen Stellen bereits.

Trotzdem meine ich, dass wir auf diese neuen Kommunikationsformen des Web 2.0 offensiv zugehen sollten. Mit kritischem Bewusstsein, aber offen und kreativ.

Es muss uns bewusst sein, dass ein Engagement in diesem Bereich nicht ohne erhöhten Aufwand, und damit meine ich personellen wie finanziellen Einsatz, gehen wird, wollen wir wirklich die Eigenheiten des digitalen Netzes ernst nehmen. Denn die Kommunikation im Internet ist zu großen Teilen Beziehungsarbeit. Beziehungsarbeit braucht Kontinuität – egal, ob sie von einem Bischof, einer Synodalen, einem Öffentlichkeitsarbeiter oder einer Ehrenamtlichen geleistet wird. Nicht jeder Pfarrer, jede Pfarrerin, nicht jede/r Ehrenamtliche kann und möchte diese Beziehungsarbeit im Netz pflegen – vielleicht nicht nur aus Zeitgründen. Aber diejenigen, die es wollen, sollen es tun. Und die, die es probieren wollen und Beratung und Unterstützung brauchen, sollen solche erhalten – das Amt für Gemeindedienst und die „Vernetzte Kirche“ sind bewährte Partner für die Unterstützung der Kommunikation unserer Gemeinden und Einrichtungen.

Viele – übrigens nicht nur junge – Kirchenmitglieder, warten nur darauf, dass wir uns präsenter im Internet zeigen. Sie wären gerne bereit, in Beiträgen und Diskussionen über unsere Kirche einzusteigen, wenn sie nur interessant genug für sie wären. Auf der Frühjahrssynode haben wir darüber gesprochen, wie wir „Missionarisch Kirche sein“ können. Das Web 2.0 mit seinen Social Media öffnet ein weites Feld, uns mit Themen unseres Glaubens in den gesellschaftlichen Diskurs einzuklinken. Diese Möglichkeit dürfen wir nicht außen vor lassen; im Gegenteil: wir sollten sie nutzen. So facettenreich, wie sich unsere Kirche darstellt, so kann sie sich auch im Web 2.0, dem Mitmach-Netz, präsentieren.

Ich bin sehr froh, dass in der Abteilung D in Absprache mit anderen Internet-„Playern“ unserer Landeskirche von Kirchenrat Dr. Daniel Dietzfelbinger eine Internetstrategie entwickelt wird, die alle Bereiche der Internetarbeit in den Blick nimmt. Und ich danke auch Andrea Seidel und Anne Lüters für die schon jetzt so interessante Gestaltung von bayern-evangelisch.de.

Ich bin überzeugt davon, dass es sich lohnt, das Medium Internet künftig viel intensiver für unsere Kommunikation mit unseren Mitgliedern ebenso wie mit Interessierten oder Kritikern

zu nutzen als bisher. Ich bin Ihnen dankbar, wenn Sie dies inhaltlich mittragen. Ohne die Unterstützung auf breiter Basis wird eine stärkere Präsenz unserer Kirche im digitalen Netz nicht gelingen.

3. Diakonie

Wenn ich von einer authentischen Kirche spreche, die ausstrahlt, wovon sie spricht, dann kann ein Thema nicht fehlen, das die Öffentlichkeit in den vergangenen Wochen besonders beschäftigt hat. Insbesondere von gewerkschaftlicher Seite ist die Diakonie dafür kritisiert worden, dass sie nach wie vor am Dritten Weg festhält, mit dem sie die staatskirchenrechtliche Möglichkeit nutzt, ihr Arbeitsrecht selbstbestimmt zu gestalten. Als besonders kontrovers hat sich dabei erwiesen, dass sie bei Konflikten bewusst das Mittel von Streik und Aussperrung ausschließt und stattdessen eine auf Konsens ausgelegte Form der Konfliktbewältigung wählt. Dabei ist zuweilen der Eindruck entstanden, als ob in Kirche und Diakonie Verhältnisse herrschten, die den patriarchalen Zuständen des 19. Jahrhunderts gleichen.

Deswegen muss hier zunächst festgestellt werden, was zwar eigentlich niemand bestreitet, was aber in den letzten Wochen zuweilen fast vergessen worden ist, obwohl es die Realität im kirchlichen Arbeitsrecht prägt. Dieses Arbeitsrecht sieht feste Mechanismen für die Beteiligung der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter vor, die denen der „paritätischen Mitbestimmung“ ähneln: Dienstnehmer und Dienstgeber sind in gleicher Zahl in den Arbeitsrechtlichen Kommissionen vertreten, in denen die Tarife ausgehandelt werden. Wo zwischen beiden Seiten keine Einigung erzielt werden kann, entscheidet ein Schlichter, der von beiden Seiten gewählt worden ist.

Diese Regelungen unterscheiden sich tatsächlich von den Arbeitskämpfe einschließenden Regeln, die sonst in der Gesellschaft gelten. Aber die Idee, die hinter diesen Regeln steht, ist die Idee der Geschwisterlichkeit, also eine Idee, die tief im christlichen Glauben verwurzelt ist, die aber gleichzeitig auch an der Wiege der Gewerkschaftsbewegung stand. Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit sind Ideen, die Kirche und Gewerkschaften verbinden. Und deswegen bedauere ich, dass die Kontroverse um den Dritten Weg diese Gemeinsamkeit in den letzten Monaten verdeckt hat. Ich bin aber zuversichtlich, dass sich das auch wieder ändern wird, wenn die Debatte sich zunehmend versachlicht.

Für mich ist klar: wenn der Dritte Weg dazu missbraucht wird, die sozialen Standards unter das zu senken, was wir als Kirche von anderen und dann eben auch von uns selbst erwarten müssen, dann darf die Kritik nicht abgewehrt werden, sondern dann müssen Missstände schnellstmöglich beseitigt werden. Auch eine Mentalität in der Kirche, die alle Möglichkeiten ausreizen würde, um die Kosten bei den Beschäftigten so niedrig wie möglich zu halten, unabhängig davon, was das für die Menschen bedeutet, findet sich zwar im Wirtschaftsleben immer wieder, zu uns als Kirche und Diakonie passt es aber nicht.

Nach allem, was ich nach vielen Gesprächen und aufgrund der Informationen, die ich sammeln konnte, sagen kann, wäre eine solche Darstellung der Diakonie aber tatsächlich eine krasse Verzerrung. Die Realität – jedenfalls bei uns in Bayern – ist vielmehr geprägt von diakonischen Einrichtungen, bei denen die Mitarbeiter/innen nicht schlechter gestellt sind als anderswo, häufig sogar besser, so schwer die Tarifverläufe vergleichbar sind. Und wo Einrichtungen Schwierigkeiten haben, die selbstgesetzten Maßstäbe einzuhalten, steht häufig dahinter der verzweifelte Kampf darum, gewachsene Einrichtungen vor Ort am Leben zu halten, in denen sich viele Menschen ehrenamtlich engagieren, die aber unter dem Druck des Wettbewerbs wirtschaftlich ums Überleben kämpfen, weil die Refinanzierung nicht ausreicht. Wenn öffentliche Kostenträger sich in der Höhe der Sätze an privaten Anbietern orientieren, die schlechter bezahlen als die Diakonie, dann geraten die Einrichtungen in Probleme. Denn Geld herzaubern kann niemand.

Ich wünsche mir, dass Diakonie und Gewerkschaften diese eigentliche Wurzel des Problems künftig ins Zentrum rücken und gemeinsam dafür kämpfen, dass gute Arbeit in den Menschen zugewandten Arbeitsfeldern unserer Gesellschaft auch gut bezahlt wird. Und dass dann eben auch ausreichende Kostensätze zugrunde gelegt werden, die diese gute Bezahlung ermöglichen. Der Beschluss der gerade zurückliegenden EKD-Synode zu diesem Thema ist nach meiner Auffassung eine gute Grundlage dafür, den Dritten Weg so zu reformieren, dass die Übereinstimmung zwischen Reden der Kirche und ihrem Handeln so weit wie nur irgend möglich gewährleistet ist.

4. Finanzkrise

Ein weiteres Thema, das ich ansprechen möchte, ist die Unterschriftenaktion der ELKB zur Finanztransaktionssteuer. Ich will dieses Thema nicht zuletzt deswegen ansprechen, weil es in unserer Kirche auch Kritik an dieser Aktion gab, die ja auch in einem Antrag an diese Synode ihren Ausdruck gefunden hat. Deswegen sage ich ausdrücklich: Es muss sich niemand Sorgen machen, dass das Mittel der Unterschriftensammlung für eine konkrete politische Forderung nun zu einem regulären Mittel kirchlicher Arbeit wird. Das wäre unangemessen. Ich habe die Unterschriftenaktion aber in diesem konkreten Fall bewusst unterstützt. Die Forderung, eine Finanztransaktionssteuer einzuführen, mit der die Spekulation eingedämmt werden kann, ist von vielen Kirchen weltweit seit vielen Jahren erhoben worden. Nie war die Chance so groß, dass sie tatsächlich verwirklicht wird. Inzwischen kommt die Unterstützung dafür aus fast allen Parteien. Wenn die Kirche mit einer solchen Aktion dazu helfen kann, dass auch das letzte Stück Weg dahin noch zurückgelegt werden kann, dann rechtfertigt das m. E. auch ein solches Mittel. Wenn der Ertrag der Steuer für Armutsbekämpfung ausgegeben würde, könnte neben der Eindämmung der Spekulation damit eine wichtige Grundlage für die Hilfe für die Schwächsten gelegt werden. Dies läge in der Ziellinie vieler Dokumente kirchlicher Urteilsbildung der letzten Jahre. Dass Christinnen und Christen sich auch im politischen Bereich einmischen, um die ethischen Grundorientierungen des christlichen Glaubens dort einzubringen, ist richtig. Das war der Sinn dieses ungewöhnlichen Mittels der Unterschriftenaktion und ich danke denen, allen voran OKR Dr. Claus Meier, KR Christoph Flad ebenso wie unserem Referat Presse und Öffentlichkeit, die sich dafür engagiert haben.

Der Rat der EKD hat in seinem Wort zur Wirtschafts- und Finanzmarktkrise „Wie ein Riss in einer hohen Mauer“ 2009 eine neue Weltwirtschaftsordnung gefordert, die drei Kriterien genügt:

- Sie muss den Menschen heute dienen, ohne die Lebensgrundlagen zukünftiger Generationen zu zerstören.
- Sie muss eine (Welt-)Gesellschaft befördern, die die Situation ihrer ärmsten und schwächsten Glieder zu ihrer vorrangigen Aufgabe macht.
- Sie muss ein Finanzsystem beinhalten, das sich in den Dienst dieser Aufgabe stellt.

Auch in Zukunft werden wir für eine solche neue Ordnung eintreten.

5. Judentum

Eines der Themen, die unsere Synode in den letzten Tagungen besonders bewegt haben, ist das Verhältnis zum Judentum. Ich bin sehr froh, dass wir uns an diesem Punkt auf den Weg gemacht haben. Mir ist dieses Thema seit meinem Studium persönlich immer wichtig gewesen. Im letzten Jahr habe ich mit meiner Kollegin, der Judaistik-Professorin Susanne Talabardon in Bamberg eine Dialog-Vorlesung gehalten, in der wir alle wichtigen Themen der Theologie aus

jüdischer und christlicher Perspektive behandelt haben. Der Ursprung meiner Beschäftigung mit diesem Thema war das Erschrecken über die offenen oder manchmal auch versteckten Anti-Judaismen in der christliche Theologie und die bittere Erkenntnis, dass es auch diese Anti-Judaismen in der christlichen Theologie waren, die zu einem Jahrhunderte langen menschenverachtenden Klima gegenüber dem Judentum und dann zu dem Versuch seiner Vernichtung in Europa führten. Wir können nicht mehr verantwortlich christliche Theologie treiben, ohne das zu verstehen und Konsequenzen daraus für die Theologie zu ziehen. Dass über viele Jahrzehnte gewachsene neue theologische Einsichten zum jüdisch-christlichen Gespräch nun überall in den Kirchenverfassungen der Landeskirchen Eingang finden, ist für mich ein Musterbeispiel für ein gelingendes Verhältnis zwischen Theologie und Kirche. Und deswegen bin ich auch alles andere als unglücklich darüber, dass wir uns die genauen Formulierungen, mit denen das in Bayern umgesetzt werden soll, nicht leicht machen. Dass wir nun seit Jahren über dieses Thema eine theologische Debatte führen, dass sich Dekanate und Kirchenvorstände mit dem Thema beschäftigt haben und dass diese Diskussion auch in unserer Synode intensiv geführt wird, ist ein Zeichen theologischer Ernsthaftigkeit, die ich als kirchliches Highlight empfinde. Ich möchte an dieser Stelle allen besonders danken, die viel Zeit und Energie darin gesteckt haben, dass diese Debatte so konstruktive Formen annehmen konnte, allen voran dem Vorsitzenden des Grundfragenausschusses, dem Synodalen Utschneider, aber auch dem Vorsitzenden des Ausschusses für Weltmission und Ökumene, dem Synodalen Fritz Schroth, der das Ganze wesentlich mit angestoßen hat. Ich bin sehr zuversichtlich, dass wir nach dieser breiten Debatte nun eine Formulierung finden, die breiten Rückhalt in unserer Kirche hat und die dann auch bei unserer nächsten Synode verabschiedet werden kann.

Wie wichtig mir selbst das Thema ist, möchte ich auch dadurch zum Ausdruck bringen, dass ich am Mittwoch, nach Rücksprache mit der Synodalpräsidentin, von Rosenheim nach Bamberg fahre, um als Ehrengast an der Ordination von drei Rabbinern und einer Rabbinerin teilzunehmen, die am Abraham-Geiger-Kolleg in Berlin ausgebildet wurden. Dass Antje Deusel als erste Rabbinerin in Deutschland nach dem Holocaust ordiniert wird, bewegt mich nicht nur persönlich sehr, weil ich mit ihr in Bamberg seit vielen Jahren intensiv zusammengearbeitet habe, sondern auch deswegen, weil es ein Zeichen der Wiederbeheimatung des Judentums in Deutschland ist, für das wir nicht dankbar genug sein können.

IV. Schlussbemerkung

Ich schließe mit einer Erfahrung aus den ersten 20 Tagen, die ich eingangs noch nicht erwähnt habe. In meinem Leben im Dekanat Coburg spielten Bäume immer eine besondere Rolle. Als ich dorthin kam, zog ich nach Ahorn, wo ich auch in der dortigen Behindertenwerkstatt mein Büro bezog. Unsere Wohnung lag im Erlenweg. Der Ortsteil, in dem sie lag, hieß Eicha. Und als wir dann nach der Übernahme der Professur in Bamberg ein Haus bauten, zogen wir im Nachbarortsteil in die Hainspitze. Da war es ein schönes Symbol, dass am Tag nach dem Buß- und Bettag unser Ahorner Bürgermeister, der Synodale Martin Finzel, nach München kam, um für mich als Geschenk der Gemeinde Ahorn, zusammen mit dem Münchner Oberbürgermeister Christian Ude einen Ahornbaum hinter der Bischofskirche St. Matthäus zu pflanzen. Es war eine fröhliche kleine Feier, in der das große München und das kleine oberfränkische Ahorn bestens zusammenarbeiteten, um etwas zum Wachsen und Blühen zu bringen. So stelle ich mir die Zusammenarbeit zwischen den Regionen in Bayern in der Politik vor, und so stelle ich mir die Zusammenarbeit zwischen München und seinem Landeskirchenamt und den kraftvollen evangelischen Gemeinden in Franken und anderswo auch in unserer Kirche vor.

Keiner derjenigen, die diesen Termin planten, hatte vorher in die Perikopenordnung geschaut. Keiner wusste daher, dass ich direkt am Tag vorher am Buß- und Bettag, in der Kirche nebenan

über einen Text predigen durfte, in dem das Bild des Baumes im Mittelpunkt stand. Aber der liebe Gott fügt manchmal alles zusammen. Und so durfte ich mich nun auf den ganz sinnlichen Ausdruck dessen freuen, was mir und der ganzen Gemeinde am Tag vorher in den Worten Jesu vor Augen gesagt worden war: Ein guter Baum bringt gute Frucht. Ein Baum, dessen Wurzeln aus der Erde Nahrung ziehen, dieser Baum blüht auf. Aus der Erde kommt Nahrung, die über die Wurzeln durch den Stamm in die Äste fließt und den Baum erblühen lässt und reiche Frucht bringt. Das ist die Verheißung, aus der wir leben. Und diese Verheißung sichtbar und erfahrbar zu machen, dafür lasst uns gemeinsam arbeiten. Ich bin sicher, wir werden zusammen die Erfahrung machen, die uns ja am Ende zusammenführt, nämlich, dass es eine Lust ist, ein Christ und eine Christin zu sein.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.